Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 1

Artikel: Manzoni und das Christentum
Autor: Lernet-Holenia, Alexander
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759292

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MANZONI UND DAS CHRISTENTUM

Eine Rede, in Rom gehalten

Von Alexander Lernet-Holenia

Von den «Verlobten» des Manzoni mag es im ganzen schon zehn oder elf deutsche Uebersetzungen gegeben haben, als mir der Zürcher Manesse Verlag, vor mehr als drei Jahren, das Buch erneut anvertraute, damit ich's verdeutsche; und so wird denn meine eigene Uebersetzung, die nun vorliegt, das Dutzend voll gemacht haben.

Daß man sich seit dem Erscheinen des großen Romans, nicht wie im Falle so und so vieler andrer, selbst der bedeutendsten klassischen Werke, mit einer einzigen oder höchstens zwei und drei Uebersetzungen begnügt, sondern daß man ihn immer wieder übersetzt hat, spricht entweder für die fortwährende Lebendigkeit des Werkes, das, hundertzwanzig Jahre lang, von jeder Generation neu assimiliert werden wollte; oder aber es geht daraus die besondere Schwierigkeit, das Werk zu verdeutschen, und die Unzulänglichkeit der bezüglichen Versuche hervor. Ja, vielleicht beweist sich daraus auch beides zugleich, oder man darf aus alledem sogar auf gewisse für den Roman *und* den Autor charakteristische Mängel des Originals schließen, auf Schwächen, über die man im Italienischen, von der Ursprache getäuscht, hinwegliest, die jedoch in der weit weniger liebenswürdigen Uebersetzung wie unter einem Vergrößerungsglase an den Tag treten. Die Faszination aber, die von eben diesem Original, eben diesem Autor dennoch ausgeht, veranlaßt die Uebersetzer immer wieder, über die vorhandenen Defekte durch den Versuch hinwegzukommen, den Text nicht nur zu verdeutschen, sondern auch zu überarbeiten oder mindestens neu zu redigieren. Das geschieht in den älteren Uebersetzungen durch Striche, wie Goethe deren höchst radikale vorgeschlagen hat — und wär's nach ihm gegangen, so hätte das Werk alles historisch Interessante verloren; oder es erfolgt, in den neueren Uebertragungen, durch Zusammenraffung des Textes und Umstellung von Sätzen, ja von ganzen Partien, was wiederum die Einfügung verbindender Worte und erklärender Abschnitte, die nicht mehr vom Autor selbst, sondern schon vom Uebersetzer stammen, notwendig macht.

Ein wenig rücksichtsvolles, ja ein respektloses Verfahren, wird man sagen. Aber es drängt sich wie von selbst auf, denn daß der Roman, bei allen seinen Wundern, auch Schwächen aufweist, ist mit dem besten Willen nicht zu leugnen; und seltsamerweise sind diese Schwächen in den späteren Fassungen größer als in den früheren, so daß der Eindruck entstehen muß, Manzoni habe durch seine fortgesetzten Ueberarbeitungen sein Werk nicht verbessert, sondern verschlechtert oder wenigstens überladen. Es ist ja bekannt, daß der Empfang, welcher der Erstausgabe durch die Kritik bereitet worden ist, den empfindlichen, ja überempfindlichen Autor zutiefst verstimmt hat. Dies mag freilich nicht, oder nicht nur, verletzte Eitelkeit schlechthin, es kann auch eine Art verwundeter Heimatliebe gewesen sein. Denn weniger für sich selbst als vielmehr für Mailand, für die Lombardei, ja für ganz Italien glaubte er den Roman geschrieben zu haben. Zudem lebte er von Geburt aus in einer viel zu höflichen Sphäre, um den Anwürfen des Alltags gewachsen zu sein, er hielt sich, gesellschaftlich, in einer Idealwelt auf, und obzwar er gewiß nicht mehr gerne daran erinnert wurde, daß die Bauern sogar den Hofhund seiner Vorfahren zu grüßen und ihm zu sagen gehabt hatten: «Reverissi, sior cà», so hatte ihm das Volk, mit dem er umzugehen liebte, immer noch mit aller Ehrfurcht zu nahen. Schließlich war er auch nicht ganz gesund, zum Beispiel litt er an Platzfurcht — kurz nach dem Zusammenprall, den er mit der Kritik gehabt hatte, verzichtete er ein wenig wehleidig auf die Abfassung weiterer epischer Werke, wendete seine Arbeitskraft, oder was ihm davon verblieben war, jedoch mit jeder neuen Auflage an die Verbesserung des ersten, das sein einziges bleiben sollte, und das hat dazu geführt, daß sich die letzten der zu Manzonis Lebzeiten erschienenen Auflagen der «Verlobten» unter der Last ihrer Zutaten nur mehr mit Mühe weiterschleppen.

Alles in allem also war er durchaus kein literarischer Gewaltmensch, aber dergleichen Beispiele von überirritierbaren Autoren aus gutem Hause gibt es einige; und in diesem Zusammenhange wäre auch auf unsern August Platen hinzuweisen. Sorgfältige Erziehung und gesellschaftliche Stellung verführen solche Dichter nur zu oft zu einer Art von — freilich höchst sublimem — Dilettantismus; denn sie halten sich lieber an das liebenswürdige oder zumindest diplomatische Urteil von ihresgleichen als an die Meinung der nicht immer zu guten Manieren verpflichteten Oeffentlichkeit. Aber den Stab über solche Autoren zu brechen, fällt dennoch schwer, hieße das doch nichts anderes als die zartesten Geheimnisse von dichterischen Seelen, die sich eben so und nicht anders entwickelt haben, mit brüsker Hand verletzen. Denn der gleichen

Veranlagung Manzonis etwa, auf deren Rechnung wir die Mängel seines epischen Werkes setzen, verdanken wir ja auch die berühmten Schönheiten dieses Werkes: die reine Zeichnung der Figuren, den vollendeten Mechanismus der Handlung, das Betörende seiner Landschaften, die Schilderung der Pest in Mailand, deren Schauerlichkeit an gewisse Abgründe in der Seele unseres Adalbert Stifter erinnert, und die ganze Ueberfülle anderer Vorzüge. Der unauffälligste und zarteste, aber nichtsdestoweniger mit unbeirrbarster Hand gezeichnete Vorzug des Werkes ist jedoch die wahre Christlichkeit gewisser Figuren; und darauf will ich in dieser christlichsten aller Städte vor allem hinweisen — doch nicht eigentlich, oder nicht nur, um der Gläubigkeit, um der Religiosität willen, sondern auch, oder vor allem, wegen des dichterischen Wunders, das sich aus dem Anlasse der Niederschrift dieser Dinge vollzogen hat und das ich über meiner Arbeit, die unvergleichlich eindringlicher war als alles bloße Lesen und Wiederlesen, recht eigentlich für mich entdeckt habe.

Von Grund auf christlich zwar sind *alle* Figuren des Werkes, selbst die ausgemachtesten Galgenstricke, und ohne diese allgemeine Christlichkeit Italiens und der damaligen Zeit sind sie gar nicht denkbar. In drei Hauptfiguren aber ist das *wahre* Anliegen des Christentums dargestellt und herrlich abgewandelt: im Kardinal Federigo Borromeo, im Klostergeistlichen Christophorus und im Dorfpfarrer Don Abbondio.

Der Pater scheint mir in der genauen Mitte zwischen dem Kardinal und dem Pfarrer zu stehen, ja er ist, für mein Gefühl, geradezu der Drehpunkt der Waage, deren eine Schale, mit den Tugenden des Kardinals beladen, tief hinabsinkt, während die andere, in der die Untugenden des Pfarrers liegen, fast schwerelos emporschnellt; und der Pater steht auch sozial zwischen dem Pfarrer und dem Kardinal. Er ist der Sohn eines Kaufmanns, der einen Adeligen spielen wollte, er hat in seiner Jugend, bei dem Versuche, auch seinerseits ein adeliges Leben zu führen, einen Menschen im Straßengefechte erstochen, er trägt unendlich schwer an der Last seiner Reue; denn als Angehöriger des Dritten Standes, der fortwährend zum Adel hinauf will und immerzu in Gefahr schwebt, zum niederen Volke zurückzusinken, fühlt er genau, daß seine Tat ebensowohl auf Grund der Halbheit seiner Vorstellungen wie der Halbheit seines Standes geschehen ist, er entwindet sich diesen Halbheiten unter unsäglichen Leiden und er trägt schließlich das Kreuz Christi mit fast noch größerer Ausschließlichkeit und Inbrunst als selbst der Kardinal, der «lichte Kardinal», dem es, weil er geborener Grandseigneur ist, weit leichter fällt, ein guter Mensch,

ein guter Christ zu sein als dem Pater, der sich aus dem Alltag und seinen Niedrigkeiten erst hat losringen müssen, und als dem Pfarrer, der gar nicht erst den Versuch macht, sich daraus loszuringen, sondern der hoffnungslos, ja mit innerer Ueberzeugung darin verfangen bleibt. Denn auch der Pfarrer steht, schon von Geburt aus, klarer im Leben da als der Mönch. Er stammt aus dem gewöhnlichen Volke, und eigentlich hätte er sich, seines Amtes wegen, der Gewöhnlichkeit zu entwinden; aber dieser Sancho Pansa der Religion entwindet sich der Gewöhnlichkeit, der Aengstlichkeit, der Selbstsucht, der unwürdigen Vorsicht dennoch nicht. Er denkt gar nicht daran, er bleibt bis zuletzt auf seinem einfachen, eindeutigen, kleinlichen Standpunkt stehen, er bessert sich nicht im geringsten und es quälen ihn keinerlei Probleme, es seien denn materielle. Er ist ganz einfach ein lauer, ein schäbiger Christ, und der Kardinal ist ganz einfach ein großartiger Christ. Der Pater aber ist von Kopf bis Fuß erfüllt von der eigentlichen, der leidenden, entsagenden, ständig opferbereiten, wahren Christlichkeit: und diese Christlichkeit ist denn auch diejenige, die der Autor vor allem gemeint hat. Er hat sie nicht nur für den Pater, sondern auch für sich selbst und für alle Menschen gemeint.

Die italienischen Literarhistoriker haben bemerkt, daß ein Hauch von Jansenismus das ganze Werk durchzieht, und in der Tat beschäftigt sich Manzoni an keiner Stelle seines Werkes mit den theologischen Grundlagen der Religion, sondern nur mit der Religion selbst und mit ihrer Ausübung. Ja, aus dem Anlasse der Schilderung des Kardinals und seines Charakters wird diese Einschränkung sogar ausdrücklich erwähnt; und damit schlägt sich, wie von selbst, eine Brücke aus der Not der Zeiten, zu denen das Buch geschrieben worden ist und in denen es spielt, zu den Bedrängnissen unserer eigenen Tage herüber — oder, wenn man will, aus jenen immerwährenden Nöten zu unserer immerwährenden Not. Wir fühlen uns zwar nicht berufen, Untersuchungen anzustellen, ob die Zeit, zu der die Theologie geblüht hat, nicht etwa noch bedrängter gewesen sein möchte als unsere eigene, oder mit andern Worten: ob wir unsere Bedrängnisse nicht überschätzen und ob es in Epochen der Wirrnis nur, oder zum mindesten vor allem, zu handeln und nicht zu denken gilt. Man könnte auch der entgegengesetzten Meinung sein, und man vermöchte auch andere Auffassungen zu haben als Manzoni, Pascal und Fénélon — *eines* läßt sich nicht leugnen: daß das aktive Christentum, die geistliche Werktätigkeit, die Caritas ihr Verdienst auf jeden Fall in sich selber tragen und daß diejenigen, welche die einschlägigen Tugenden praktizieren, gelähmt werden könnten, wenn sie, statt zu tun,

was ihnen auf den Nägeln brennt, in spekulative Grübelei verfielen. Es stellt sich nämlich heraus, daß das werktätige Christentum auch aus der Menschlichkeit allein hervorzugehen vermag und daß seine göttlichen Züge recht eigentlich nur die Vollendung seiner Menschlichkeit sind, gleichgültig ob diese Vollendung von Gott geoffenbart oder bloß aus dem Innersten des Menschen selbst geschöpft ist. Ja, wo, wenn nicht im Menschen selber, sollte sich das Göttliche am deutlichsten offenbaren!

Daß diese Haltung aber auch große Aehnlichkeit mit dem Urchristentume hat, liegt auf der Hand. Nur fehlt ihr die urchristliche Virulenz, und wenn die ersten Christen, zwar gewiß nicht mit der Absicht, wohl aber de facto, gekommen waren, um, mit ihrem Herrn und Meister, nicht den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, so hat das späte Christentum Manzonis nichts Höheres im Sinne, als Wunden nicht zu schlagen, sondern sie zu heilen. Diesen sanften Zug hatten die ersten Christen zweifellos nicht. Zwar griffen sie nicht selber zum Schwerte, aber sie waren bereit, jeden Schwertstreich zu erleiden, und um ihretwillen ist öfter zum Schwerte gegriffen worden als je zuvor — ja, die Religionskriege und die furchtbaren Verfolgungen einzelner Glaubensbekenntnisse reichen bis an die Schwelle unserer eigenen Zeit. Wenn Sie, verehrte Exzellenzen, meine Damen und Herren, vom uralt-heiligsten Hügel Ihrer Stadt, dem Kapitol, nordwärts und südwärts blicken, so muß sich Ihnen wie von selbst die Ueberzeugung aufdrängen, daß Sie sozusagen im Drehpunkt oder Angelpunkt einer Entwicklung stehen, welche die nördliche Hälfte Roms, die vom Blute der Märtyrer weit weniger getränkt ist als die südliche, zu einer menschlich geschäftigen, blühenden Stadt hat werden lassen, während die südliche Hälfte, wo jeder Hügel, jeder Stein vom Opfermute der Bekenner und Heiligen Zeugnis ablegt, noch immer wie eine von allen spätern Zeiten scheu umgangene Stätte der Hinrichtungen, eine geweihte Wüste, in der sich nichts Profanes mehr hat ansiedeln wollen, vor Ihren Augen liegt. Ich habe versucht, diese Erkenntnis in einige Verse zu fassen:

O Waage zwischen Nord und Süd! Zwei Welten
enthüllen sich dem Blick vom Kapitol:
nach Nord, in Wolken eingehüllt, ein Himmel,
zerstört von all dem Glauben an die Welt;
nach Süd, in Trümmern, eine Welt, zerstört
von allzuvielem Glauben an den Himmel.
Zwar könnten die Geschicke das Gewicht
in beiden Schalen dieser Welt vertauschen:

die eine könnte schweben, wo sie sank,
die andre könnte sinken, wo sie schwebte;
doch immer wird die eine schweben und
die andre sinken. Nie ist Gleichgewicht...

Kurzum, nach Jahrhunderten des Angriffs und der Verfolgung, der tiefsinnigsten Spekulation, des abgründigsten Denkens und der scharfsinnigsten Beweisführungen hat die Menschheit, sei es nun aus Größe oder sei es aus Schwäche, wiederentdeckt, was sie schon von Anfang an und auch zwischendurch stets gewußt hat: daß man nämlich selbst als Armer im Geiste ein rechter Christ sein könne, ja daß sogar die Reichsten im Geiste gut daran tun, geistlich wieder arm zu werden, um rechte Christen zu sein; und es scheint, daß auch Manzoni selbst, sei es nun aus Schwäche oder aus Größe, diesen Weg gegangen ist. «Le génie n'a pas d'esprit», sagt Zola; und der boshafte Oscar Wilde hat hinzugefügt, Zola habe sein ganzes Oeuvre, sein ganzes Leben in den Dienst der Aufgabe gestellt, diesen Satz zu beweisen. Das mag denn auf Zola, der ohnedies ein Naturalist war, auch zutreffen — wir aber glaubten, daß der christliche Genius in der Tat so wenig wie der dichterische Genius irgendwelchen Esprit zu haben brauche. Zum mindesten muß der Christ wissen, daß eine einzige edle Regung seiner Seele mehr wert ist als selbst die geistvollsten Maximen der Moralisten. Denn das religiöse Gefühl ist so unbeirrbar wie das dichterische, ja es ist noch unfehlbarer — hat es doch gewisse Autoren gegeben, die schlechte Bücher geschrieben haben, aber auch nicht *einen* guten Christen, der geirrt hätte, wenn anders er nur der Stimme seines Inneren gelauscht hat.

Wir finden diese Ansichten noch stärker als in den «Inni Sacri» in den «Promessi Sposi» vertreten. Denn in den «Promessi Sposi» vollendet sich nicht nur das Dichtertum, sondern auch das Christentum Alessandro Manzonis; ja es gibt Stellen in dem Buche, wo das eine vom andern kaum mehr zu trennen ist. Eine solche Verschmelzung beider finden wir vor allem in den Kapiteln, in denen der Kardinal dem Dorfgeistlichen begangene Pflichtverletzung vor Augen hält. Don Abbondio nämlich hat die beiden bäuerlichen Hauptfiguren des Romans nicht getraut, weil er für den Fall, daß er diese Trauung gegen den ausdrücklichen Befehl Don Rodrigos dennoch vollzogen hätte, um sein Leben würde zu bangen gehabt haben. «Und als man Sie», erwidert ihm der Kardinal, «zum Priester geweiht, als man Ihnen Ihre Gemeinde anvertraut hat, hat man Sie da etwa Ihres Lebens versichert? Hat man Ihnen da vielleicht gesagt, daß Sie Ihre Pflicht *nicht* würden zu erfüllen haben, wenn

es gefährlich sein würde, sie zu erfüllen? Haben Sie denn nicht gewußt, daß Sie unter Umständen sehr wohl auch Ihr Leben würden in die Waagschale Ihrer Pflicht zu werfen haben, und haben Sie vergessen, daß Sie Ihr Amt niemals hätten antreten dürfen, wenn anders Sie nicht bereit gewesen wären, auch Ihre ganze Existenz dafür einzusetzen?» Diese Vorhaltungen sind durchaus christlicher Art, aber sie sind ebensowohl auch menschliche Vorhaltungen schlechthin, und sie besagen nichts anderes, als was auch das profane Gewissen dem Menschen vorhält, wenn er seine Pflicht als Mensch vergißt. Eben durch diese Verschmelzung von Menschlichkeit und Christlichkeit aber, eben durch diese Fassung beider Juwelen in die Goldschmiedearbeit des Dichterischen wird das Dichterische, das Christliche, das Menschliche Manzonis so überzeugend, ja hinreißend; und wenn das Christliche ohne das Menschliche und wenn das Menschliche, zumindest in seiner Vollendung, ohne das Christliche nicht möglich ist, so ist auch das Dichterische in seiner Vollendung zumindest in unserer Zeit ohne wahres Christentum nicht mehr möglich. In den wundervollsten Versen Mallarmés, der kein wirklicher Christ war, fehlt uns irgend etwas Wichtiges für unser Gefühl, und die kunstvollsten Gedichte Stefan Georges, der in der Nation einen Ersatz für Gott zu finden hoffte, hören sich an wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Baudelaire und Hérédia, Musset und Villers de l'Isle Adam, obzwar zwei von ihnen aus den Familien von Großmeistern der Malteser stammten, sind Artisten geblieben, und wenn Verlaine nichts anderes geschrieben hätte als einzig sein großes Gedicht «Mon Dieu m'a dit...», so wäre er schon damit allein größer als sie alle.

Denn ob man nun ein Christ sein mag oder nicht, das Christentum ist aus unserer Zeit, aus unserer Seele schon kulturell nicht mehr wegzudenken; und wenn wir nicht durch die Göttlichkeit Christi verwandelt worden sind, so sind wir durch seine Menschlichkeit verwandelt worden — selbst dann, wenn wir's nicht wissen, nicht zugeben oder es gar verleugnen. Es gibt zwar Leute, die der Meinung sind, daß jetzt der wahre Glaube gefährdeter sei als je; und andere behaupten sogar, daß die Welt über kurz oder lang ganz ohne allen Glauben ihr Auslangen finden werde. Aber es gibt nichts Oberflächlicheres als derlei Behauptungen. Denn der Glaube ist die unmittelbare Folge des Umstandes, daß der Mensch zum Menschen geworden ist; und mit dem Augenblicke, in welchem der erste Mensch die Augen aufgeschlagen hat, hat er auch schon zu glauben versucht. Auf einem langen, fast unendlich scheinenden Weg über Irrtum und Zauberei, über Dämonen und Götter hat sich der Glaube zu Gott emporgerungen, und eher als von diesem im

buchstäblichsten Sinn Errungenen zu lassen, würde sich die Menschheit, wenn es darauf ankäme, aller ihrer irdischen Errungenschaften begeben. Denn der Glaube ist nichts von außen her Beigebrachtes, Eingelerntes, Eingetrichtertes, wie das noch diese oder jene Religion sein mag, der Glaube an sich kommt vielmehr aus dem Innersten des Menschen, ja er ist das Wesen des Menschen selbst; und man kann am Glauben zweifeln, soviel man will, man wird dennoch nicht imstande sein, auf ihn, ja nicht einmal auf den Zweifel am Glauben zu verzichten.

Freilich wissen wir, zumindest von Natur aus, nicht, ob und wann und wie Wunder möglich sind, oder wie viele Chöre der Engel es gibt; und auch die Kirche selbst gibt zu, über manche der letzten Dinge nicht unterrichtet zu sein. Aber der Glaube ist eben in Wahrheit keine Angelegenheit des Wissens, wenngleich er auch niemals ein Ersatz für das Wissen ist; und durch diese Erkenntnis ist denn auch Manzoni zu der für ihn selbst und für seine Figuren so kennzeichnenden Art puren Glaubens geführt worden. Es ist dieselbe Glaubensart, der sich auch die Gegenwart wieder zuwendet. Zwar ist unser Wissen ungeheuer, zugleich jedoch wissen wir in Wirklichkeit fast nichts, ja, je mehr wir wissen, um so weniger wissen wir, und am wenigsten wissen wir von Gott. Wenn wir uns nur auf unser Wissen stützten, so führt es uns sogar unweigerlich zur Ueberzeugung, daß es Gott nicht gibt. Erst der Glaube überzeugt uns, daß es Gott, den unausweichlich Notwendigen, weder gibt noch nicht gibt, sondern daß er superexistent ist.

Für Manzoni aber und für die wahrhaft Frommen zu allen Zeiten, also auch in unserer eigenen Zeit, war und ist überhaupt kein Zweifel an Gott. Er ist derjenige oder dasjenige, um dessentwillen wir uns ins Gebet versenken, um dessentwillen wir menschlich sein, um dessentwillen wir unseren Mitmenschen beistehen, um dessentwilen wir sie mehr lieben sollen als uns selbst; und wenn wir diese Liebe auch nicht um willen Gottes zu leisten hätten, so hätten wir sie doch um unserer selbst willen zu leisten. Denn es ist kein Unterschied zwischen den Geboten Gottes und dem Gebot in unserer eigenen Brust. Gott will, daß wir seinen Willen wollen, aber auch wir selbst dürfen, können und müssen wollen, was Gott will.

Diese große Tröstung, diese Unverlorenheit Gottes, diese Unverlorenheit unserer selbst geht aus allen religiösen Stellen in Manzonis großem Roman, aber sie geht auch aus den profanen Stellen hervor. Das Buch, wenngleich es nur ein Roman ist, überzeugt uns, daß, wenn anders wir nur unsere wahrhaft guten Absichten ausführen, auch kein Zweifel daran bestehen kann, daß es

die Absichten Gottes sind; und dazu bedarf es keiner Wunder, dazu bedarf es nur des Glaubens, der freilich das größte Wunder ist, welches Gott in unser Herz gepflanzt hat. Denn durch den Glauben werden wir völlig einig mit Gott und seinen Absichten. Es steht dann nichts mehr zwischen ihm und uns.

Manzoni war in seiner Jugend Atheist, aber er hat sich bekehrt und ist, im höchsten Alter, als exemplarischer Christ gestorben. In der Bekehrungsszene mit dem «Ungenannten» hat er versucht, seine eigene Bekehrung zu schildern. Durch die Menschlichkeit des Kardinals findet der «Ungenannte» zu Gott, wir sehen, genau genommen, keine andern Motive zu dieser Bekehrung als die menschliche Beunruhigung im Innern des «Ungenannten» und die Menschlichkeit des Kardinals, ja in einem gewissen Sinne könnte man die ganze Szene auch so nehmen, daß der Sünder, der zu Gott finden will, zu nichts andrem als zu sich selbst, zum unzerstörbaren Glauben in seiner eigenen Brust zurückfindet. Immer wieder entdecken wir bei Manzoni diese Gleichsetzung des Göttlichen über uns mit dem Göttlichen in unserem eigenen Busen; und dies macht ihn zu einem so modernen Christen. Denn es ist keine Spur von Geschichtlichkeit in seinem Glauben, und sein Christentum ist ein völlig unmittelbares, gegenwärtiges, existentielles. Es beweist uns durch sich selbst die volle, unbezweifelbare Wahrheit des Glaubens.